

# Leseproben Benno von Rechenberg



Erschienen in:  
Zwischen Baum  
und Traum. 2017

Benno von Rechenberg

## Zeitgewebe



Verweilend webt die Zeit um mich,  
um mein Gemüt.  
Fäden aus dem Nichts, sie werden  
dicht gezogen.

Kriechend rückt der Raum in mich,  
in meine Haut.  
Horizont sinkt weg ins All.

Ich bleibe hier.  
Nur meine Träume wandern  
gleichfalls fort.

Im watteweißen Schlaf  
ich leih die Zeit  
dem andern Leben!

Und halte stand!



Foto: Christel Vogel

Erschienen in:  
Zwischen Baum  
und Traum. 2017

Benno von Rechenberg

## Abschied



Die Weiden sind entzäunt,  
der Acker umgebrochen.  
Ein letzter Bauer  
macht sich aus dem Staub.

Nebelschwaden lungern  
im Tal und schon am Berg.  
Im Schatten ihrer Stille  
tönt ein glutvoll Abschiedslied,  
wirft Puder rot und golden  
mit müden Händen ins Gemüt.

Bald werden Nachtgestalten,  
taub und blind für Tageslicht,  
sich auf der Weide lagern.  
Werft nur eure Blätter nicht!



Foto: Christel Vogel

Erschienen in:  
Wind, Wind, sause!  
2017

Benno von Rechenberg

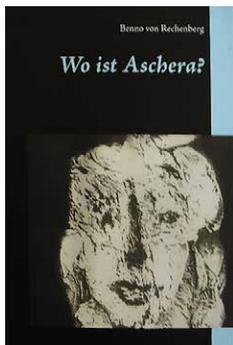
## Wind, Wind, sause!

(Auszug)



[...]Die Menschen haben den Kontakt aufgegeben, das ist es, sie reden nicht mit den Winden, obschon alle Winde allezeit, auch wenn sie still halten, um sie herum sind. Sie haben es vergessen, den Wind anzurufen, jeder Wind lässt mit sich reden. Sie fürchten ihn nur noch – aber das ist noch kein Gebet. Sie lieben ihn nicht mehr – das ist es, was sie aufgegeben, was sie vergessen haben. Sie lassen es oft sogar an der mindesten Achtsamkeit fehlen – als ob es sie nicht gäbe. Der Wind ist ein lebendiges Wesen, aber das glauben sie nicht mehr. Sie halten ihn für das zwingende, im Prinzip mathematisch berechenbare Resultat aus bestimmten Randbedingungen – also für den gehorsamen Diener von Mächten, denen sie aber nicht einmal Namen geben, mit denen man sie ansprechen könnte. Es wäre wahrhaft besser, sie würden die Verwüstungen als das Wüten eines Zornes ansehen – obschon es nicht richtig wäre; die Winde kennen ja keinen Zorn, auch die vermeintlichen Mächte hinter ihnen nicht. [...] Was Wind allein aus der Balance bringt, das ist Verlorenheit. Verlorenheit, die sich einstellt, wenn sie keine Liebe mehr erfahren, wenn die Liebe zu ihnen erlischt, wenn die Menschen sich von ihnen getrennt haben, sie nicht mehr als Teil von sich sehen. Das ist es, was zu Verwüstungen führt, die Verlorenheit der Winde, denen die Menschen kein Zuhause mehr geben. [...]

Erschienen in:  
Wo ist ASCHERA?  
2018



Benno von Rechenberg

## Wo ist ASCHERA?

(Auszug)

[...] Ausgangs der Nacht brach er auf. Es war Vollmond Ende August, der Himmel ohne Wolken und mit Sternen besprenkelt. Die Mondleuchte auf ihrer Nachtwanderung ließ schon wissen, wohin es sie zog, hinab zum Horizont im Westen. Vor seine Haustür getreten, sog Moritz dankbar die Morgenluft ein, sie roch und schmeckte so kostbar anders als das, womit Menschen, ihn eingeschlossen, sich leichtfertig begnügen. Dann aber hielt er, ohne weiter zu verweilen, auf den Höhenzug zu, der sich im Osten vor ihm erhob, nur ein, zwei Steinwürfe weit entfernt. Dieser Höhenzug hielt einst den Lauf zweier Urströme voneinander getrennt, die hier noch nicht, erst ein ganzes Stück weiter im Norden zusammenfließen sollten, verband sie heimlich unterdes bereits, indem er Ufer für beide war. Moritz wählte den kurzen Weg, der führt über eine Wiese hangaufwärts. Das helle Mondlicht stand in seinem Rücken, so dass Moritz' Schatten ihm voran über die taubehangenen Gräser strich. An der Spitze des Schattens, seinen Kopf umrandend, glitzten die Perlen des Taus im Mondlicht hell auf, schnell, bevor der Schatten sich über sie schob. [...]

Es sieht nach einer vergessenen Puppe aus. Ich hieve mich vollends auf den Ansitz hinauf. Mit den Händen vorsichtig vorantastend, schiebe ich mich auf allen Vieren hinüber. Nur Gliedmaßen hat sie keine; die Puppe ist eher ein alpenländisches Fatschenkindl in verschrägt gewickelten Bandagen. Allerdings, auch der Kopf ist eingebunden, das Gesicht lediglich aufgemalt.

Woanders auf der Welt würde man es für eine Kindermumie halten. Zumal die Bandagen gewachst sind. Aber Kind? Nase und Mund des aufgemalten Gesichtes gehören schwerlich zu einem Kind. Nur die Augen sind Kinderaugen. Ich möchte es mir bequem machen, mich auf die Bank setzen und verweilen. Rücke mich neben dem Bündel zurecht und entspanne mich. Lausche dem Summen draußen um den Kokon herum. Fetzen einzelner Summ-Melodien heben sich heraus, wie Funken, vom Feuer emporgesprüht, um schwebend zu verglimmen. Mal um Mal drehe ich den Kopf dem kleinen Menschenbündel neben mir zu, studiere das Gesicht, starre es an. Ich empfinde Zuneigung. Ein bezaubernd süßes, kleines Mädchen. Doch das Bündel in die Hand nehmen? Ich habe Scheu. Die Bandagen könnten mir unter der Hand zerbrechen; und dann? Was könnte zum Vorschein kommen? Und was, wenn es gleich zerbröselt? Beim nächsten Mal, wie ich nach der Mumie sehe, schaut eine steinalte Mutterfrau auf mich. Ich bin überrascht, und fasziniert, beides zugleich. Auch die Steinalte rührt an mein Herz, schlägt mich in Bann. Mein Herz schlägt für beide, für das Kindmädchen und genauso für die Urmutter. Weiß nicht, wie das zugeht, erst jung, dann alt, und finde noch immer kein treffendes Wort für die wechselnde Wahrnehmung und die gemischte Empfindung. Ich sitze lange, wie in unsichtbaren Fesseln; vergesse die Zeit. Bevor ich wieder aufbreche, knipse ich die Stirnlampe an, denn ich meine, gerade eine Schrift entdeckt zu haben auf den Bandagen. Tatsächlich, Buchstaben ziehen sich quer über die Brust, verblasst, aber vielleicht noch entzifferbar. Ich lese Buchstabe für Buchstabe, es ist wie beim Aufklauben von zerbrechlichen alten Fundstücken. [...]

Die Liebe: ich kenne sie in vielerlei Spielarten. Jede eine Blumenart in meiner Traumwiese. Das Symbol jedoch für alle Liebe ist die vollblütige Rose. Ihre Blütenblätter reihen sich rings um eine Mitte. [...]

Die Achtung lässt sich von der Liebe unterscheiden. Doch ein Eigenes ist sie nicht. Sie gehört zur Liebe, ist ein Teil von ihr, ist ihr Kern; ist unscheinbar im Verhältnis zur Liebe im Ganzen, ist aber ihre Mitte. Die Achtung kommt nur zusammen mit der Liebe vor und keine Liebe kommt ohne sie aus. [...]

Wo ich Achtung wahrnehme, finde ich zuverlässig auch die Liebe vor. Liebe ist nicht immer grandios, sie ist oftmals unscheinbar. Zum Bei-

spiel Dankbarkeit empfinden gegenüber jemandem, Vertrauen haben in jemanden. Das ist erkennbar von Achtung getragen. Und zugleich eine Art von Liebe. Die verbindende innere Nähe, die mit diesen Haltungen einhergeht, sie ist ein sicheres Zeichen für Liebe. Es gibt nichts anderes als die Liebe, was solche Nähe schafft. [...]

Achtung ist somit ein Wesenszug der Liebe, ist keine Zutat; ist ihre Eigentümlichkeit, nicht etwa eine ihrer Spielarten. Wenn Liebe keimt, ist Achtung bereits vorhanden. Ist Liebe in Bedrängnis, dann ist auch die Achtung in Gefahr. Schlägt die Achtung um in Zorn, in Arroganz oder was der Todesengel mehr sind, ist die Liebe bereits im Nichts verschwunden, augenblicks. Bereits das heimliche Misstrauen gehört zu den Todesengeln der Liebe. [...]

Lässt sich Gott denken als einer, der die Liebe nicht kennt? Ich wüsste nicht wie, und es wäre undenkbar schrecklich. Als Liebenden lässt sich Gott stimmig aber nur denken als einer, der etwas anderes als zu lieben gar nicht vermag, der alles in Liebe in Bewegung setzt, der gar nicht aufhören kann zu lieben. Auch dann nicht, wenn du die größten Dummheiten begangen hast, nicht einmal, wenn du vorsätzlich Schuld auf dich geladen hast. Gott verliert nicht den Glauben an dich und vertraut dir weiter, er vermag es nicht anders. Wie sonst würde sich Gott von uns Menschen unterscheiden? Wie denn sonst könnte sich seine Liebe eine göttliche nennen? [...]

Benno von Rechenberg

## Elf vor Halloween

Es war elf Tage vor Halloween. Besser gesagt, es war die elfte Nacht davor. Moritz fand keine Ruhe im Schlaf, er schrak ein ums andere Mal hoch. Was ihn da umtrieb, er wusste es nicht; mit dem Erwachen war es weg, nur das rasende Herz wusste noch etwas davon und brauchte eine Zeit, mit seinem Flattern aufzuhören. Als Mitternacht vorüber war, entschied er, besser aufzustehen, um den seltsamen Umtrieben, die in seinem Schlaf stattfanden ohne seine Erlaubnis, die Bühne für ihren vermummten Auftritt kurzerhand zu sperren, und damit basta. Nachdem er in die Klamotten geschlüpft war – in die, welche er am Abend abgelegt hatte –, ging er die Treppe hinunter in das Erdgeschoss. In der Küche brühte er einen ordentlichen Vorrat an Kaffee auf, den er zum Warmhalten auf den Ofen stellte; die Nächte waren schon kühl, und in der Küche brannte daher das Feuer im Ofen, um es beim Frühstück nur ja nicht ungemütlich zu haben. Mit einer großen Tasse Kaffee zog Moritz sich zurück an den Küchentisch, und zwar auf das Sofa, wo er, da er es für sich allein hatte, die Armlehne als Rückenlehne nahm und die Beine längs streckte, mit zwei Kissen im Nacken, um Kopf und Schultern an die Aufsatzkommode zu betten, die ihren Platz direkt neben dem Sofa hatte. So blieb er bewegungslos im Sitzen liegen. Starr blickte er vor sich hin und ließ seinen Gedanken, denen er keine Aufmerksamkeit schenkte, ihren eigenen Lauf. Nur hin und wieder wanderte seine rechte Hand wie von selbst zur Kaffeetasse auf den Tisch, um sie dort, nachdem er ein paar kleine Schlucke

daraus genommen hatte, dann ebenso selbsttätig wieder abzusetzen; dies waren die einzigen Unterbrechungen der regungslosen Stille – abgesehen vom sachten Schnurren der dunkelgrauen Katze, Karla hieß sie, die sich zu ihm gesellt und es sich gemütlich neben ihm gemacht hatte.

Da! Karlas Kopf schnellte mit gespitzten Ohren nach oben. Aufmerksam geworden, hörte auch Moritz nun das Knistern, es kam von der Diele draußen, nein, von der Treppe, die er heruntergekommen war.

Eine Heidenangst bestürzt ihn, *um Himmels Willen, Feuer!* Behutsam erhebt sich Moritz, mit ihm die Katze. Geräuschlos, wie um von dem Ungeheuren unbemerkt zu bleiben, gleitet er durch die Küchentür in die Diele, von der Treppe fällt ein Lichtschein auf ihn. Eine schwankende Gestalt wie aus Schichten weißen Papiers hält unsichtbar eine Kerze. Vom hell strahlenden Licht wird sie erleuchtet, *oder ist es die Gestalt selber, die aus ihrem Innern weiß glüht?* Das Knistern kommt von ihren Regungen, die keiner menschlichen Bewegung gleichen, sie geben nicht preis, wozu sie dienen. Moritz ist gelähmt vor Entsetzen.

*Keine Angst!*, hört er es wispern. *Sorg dich nicht! Hab keine Angst!*, raunt eine andere Stimme. Eine weitere fispelt: *Dieses Feuer, es versengt nichts und niemand!* Wer spricht da mit ihm? Moritz kann niemanden erkennen, nur kleine Schatten sieht er huschen. *Wir wohnen doch hier!*, tuschelt es durcheinander. *Wir wachen doch eine jede Nacht!*, zischelt es heraus, *und halten deine Katze immer bei Laune!*, plappert eine Stimme in den Chor hinein.

*Was ist das bloß für ein unsichtbares Volk hier?*, denkt Moritz. *Psst! psst!*, schießt es ihm entgegen. *Gut Freund! Gut Freund! Wir kennen uns!*, rollt es hinterher.

*Und das hier, sinniert Moritz, diese Gestalt, die ohne Gestalt und Füße ist und ein Licht trägt, das nicht brennt, in einer Hand, die man nicht sieht?*

*Sie hat einen Namen, aber niemand weiß ihn!*, murmelt es. *Sie hat gar keinen Namen!*, blökt es dazwischen. *Es ist ein Geheimnis!*, schnattert es von hinten. *Niemand weiß, ob sie überhaupt einen Namen hat!*, blubbert es obendrauf. *Und ob es überhaupt jemand ist!*, zischt es von der Seite. *Es ist das Vorhandensein des Nichtvorhandenen!*, räsonniert

es vorn. *Ein Nichtvorhandenes! Ein Vorhandenes! Ein vorderhand Unverständliches!*, keckert es im Chor.

*Und nun?*, brütet Moritz. Die Gestalt, mittlerweile herabgeschwankt, schwebt in den Fußboden der Diele hinein. Nein, sinkt eine Treppe hinunter, die sich in ihrem Licht aufgetan hat oder sichtbar geworden ist, die Katze schnuppert vornübergebeugt ihr hinterher; von dieser Treppe in den Untergrund hat auch sie nichts gewusst.

*Wohin führt sie überhaupt, diese Treppe, die es niemals gab?*, geht Moritz durch den Kopf. *Ins Wo! ins Wo! ins Nirgendwo!*, kullert es durcheinander, *ins unvorhandne Irgendwo! das ist halt so! ins Irgend-Nirgend-Wo!* Und das verborgene Völkchen kringelt sich: *Wohoher-Wohohin-Woho!*, und kichert: *Hahahaha-hihihiii-hoho!*

Es ist eine lange, eine ziemlich lange Treppe, eine ewig lange – das Licht wird schwach und immer schwächer, bis es vom Schwarz der Tiefe ganz verschluckt ist. Karla blickt auf zu Moritz, dann erhebt sie sich, streicht mit gebuckeltem Rücken schwänzelnd um seine Beine und nimmt das Schnurren wieder auf. Zeit für eine neue Tasse Kaffee in dieser elften Nacht vor Halloween.